

sich an Wachstum, Fortschrittsdenken und Produktivitätssteigerungen orientierte. Soweit man in der Gegenwart bereits von einer „postindustriellen“ Phase sprechen kann, stellen sich wesentliche Koordinaten auch für die technokratische Haltung heute verändert dar. Als „Hintergrundideologie“, die nun eher an einer Intensivierung von Energiemanagement und Ressourcennutzung arbeitet als an deren Extensivierung, hat sich eine Technokratie, die von der Annahme überlegenen Wissens sowie von quantifizierend ermittelter „Sachgerechtigkeit“ ausgeht und intersubjektive Überprüfbarkeit, Objektivität und klare Maßstäbe verspricht, aber keinesfalls überlebt. Auch nach diversen Brüchen im Industrialismus des Westens leben Heilerwartungen an einen „technological fix“ (Alvin Weinberg) sowie die Suggestionen vermeintlich „sachgerechter“ Entscheidungen weiter fort und es gilt, sie als einflussreiches Ordnungssystem weiter ernst zu nehmen. Ein weithin verwilderter Gebrauch als polemischer Etikett wie im eingangs angeführten Beispiel wird der historischen Bedeutung der Technokratie nicht gerecht.

Thomas Etzemüller

Strukturierter Raum – integrierte Gemeinschaft

Auf den Spuren des *social engineering* im Europa des 20. Jahrhunderts

I. Sozialtechnologien, Ordnungsmuster und Handlungsimperative

Es ist bekannt, dass mit der Industrialisierung erhebliche Veränderungen und Verwerfungen der sozialen und politischen Beziehungen einhergingen. Das betraf in der westlichen Welt alle Nationen, die diesen Prozess durchliefen, auch wenn dieser Umbruch in jedem Land unterschiedliche Probleme aufwarf. Überall jedoch wurden die Veränderungen als Herausforderung verstanden, zu der man sich gesellschaftspolitisch verhalten musste. Kulturpessimistische Denker konnten ein vormodernes, vermeintlich a-dynamisches „Goldenes Zeitalter“ beschwören, Reformbewegungen versuchten, die Menschen wieder in Einklang mit der Natur zu bringen. Die Umbrüche wurden aber auch begriffen als Eröffnung eines bislang ungeahnten Möglichkeitsraumes, der energisch gestaltet werden konnte hin auf die Utopie einer gerechten Gesellschaft und eines emanzipierten „Neuen Menschen“. ¹ Einen weiteren gewichtigen Versuch, die Folgen der Moderne zu bewältigen, werde ich im Folgenden unter dem Begriff *social engineering* vorstellen. Es war ein Versuch neben anderen, die als destruktiv wahrgenommenen Folgen der Industrialisierung in den Griff zu bekommen; zentral war das Bemühen, auf einer Mesoebene die sozialen Beziehungen zu rekonfigurieren, um die vermeintlich drohende Desintegration der Gesellschaft abzuwenden. In Deutschland konvergierte das *social engineering* mit dem Nationalsozialismus, doch das darf nicht einseitig als *notwendige* Radikalisierung dieses sozialtechnokratischen Denkens gedeutet werden.

Der Begriff ist problematisch, weil er nämlich in den Quellen nur schwer zu greifen ist und analytisch höchst unspezifisch genutzt wird. Die Spannweite reicht, um

¹ Vgl. N. Stone, *Europe Transformed 1878–1919*, Oxford 1999; A. Nitschke et al. (Hg.), *Jahrhundertwende. Der Aufbruch in die Moderne 1880–1930*, 2 Bde., Reinbek b. Hamburg 1990; A. Doering-Manteuffel, „Mensch, Maschine, Zeit. Fortschrittsbewusstsein und Kulturkritik im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts“, *Jahrbuch des Historischen Kollegs* 2003, München 2004, 91–119.

es knapp anzudeuten, vom *industrial betterment* im frühen 20. Jahrhundert bis zum Datenklau im Internet. Will man ihn präzisieren, sollte man ihn als Verdichtung spezifischer Technologien und eines spezifischen Weltbildes in einem begrenzten Zeitraum der Moderne begreifen und durch konkrete empirische Studien plausibilisieren.² Geht man auf diese Weise vor, gerät plötzlich eine wirkmächtige Formation in den Blick, die mit Beschreibungsmodellen wie „Technisierung“, „Planung“, „Scientific Management“, „Verwissenschaftlichung des Sozialen“ oder „(radikalem) Ordnungsdenken“ nur unzureichend zu fassen ist,³ die aber an der Schnittstelle all dieser Konzeptionen angesiedelt ist. Die Charakteristika dieser Formation sind folgende:

1. Die Akteure des *social engineering* sind Experten. Die Figur des Experten ist im Großbritannien des 19. Jahrhunderts entstanden als eine Reaktion auf die neuartige gesellschaftliche Dynamik. Spezialisten waren gefragt, die ausgebildet waren, *Prozesse* und *systemische Zusammenhänge* zu erkennen, diese *als Problem* zu analysieren und dann *rationale* Lösungswege in die Zukunft hinein zu entwerfen. Diese Experten rückten um die Jahrhundertwende in die zahllosen Funktionsstellen ein, an denen die Gesellschaft im Alltag gestaltet und gesteuert wird, und sie gelangten zu immer größerem gesellschaftspolitischen Einfluss, weil sie nicht einfach nur Probleme lösten, sondern die Organisation der Gesellschaft deuteten.⁴
2. Diese Deutung nahm eine besondere Form an. Ferdinand Tönnies hat die Dichotomie von organischer, integrierter, harmonischer *Gemeinschaft* und atomisier-

² Zur Problematisierung des Begriffs ausführlich T. Etzemüller, „*Social engineering* als Verhaltenslehre des kühlen Kopfes. Eine einleitende Skizze“, ders. (Hg.), *Die Ordnung der Moderne. Social Engineering im 20. Jahrhundert*, Bielefeld 2009, 11–39.

³ Vgl. J. A. Merkle, *Management and Ideology. The Legacy of the International Scientific Management Movement*, Berkeley/Los Angeles/London 1980; L. Raphael, „Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts“, *Geschichte und Gesellschaft* 22 (1996), 165–193; ders., „Radikales Ordnungsdenken und die Organisation totalitärer Herrschaft: Weltanschauungseliten und Humanwissenschaftler im NS-Regime“, *Geschichte und Gesellschaft* 27 (2001), 5–40; D. van Laak, *Weisse Elefanten. Anspruch und Scheitern technischer Großprojekte im 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1999; M. Hård/A. Jamison (Hg.), *The Intellectual Appropriation of Technology. Discourses on Modernity, 1900–1939*, Cambridge, MA/London 1998; S. Willeke, *Die Technokratiebewegung in Nordamerika und Deutschland zwischen den Weltkriegen. Eine vergleichende Analyse*, Frankfurt/M./Berlin/Bern 1995; A. Anter, *Die Macht der Ordnung. Aspekte einer Grundkategorie des Politischen*, Tübingen 2004.

⁴ Vgl. H. Perkin, *The Rise of Professional Society. England since 1880*, London/New York 1989; ders., *The Third Revolution. Professional Elites in the Modern World*, London/New York 1996; E.J. Engstrom/V. Hess/U. Thoms (Hg.), *Figurationen des Experten. Ambivalenzen der wissenschaftlichen Expertise im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert*, Frankfurt/M. 2005.

ter, mechanistischer *Gesellschaft* pointiert.⁵ Tönnies muss nicht rezipiert worden sein, auch muss diese Begrifflichkeit nicht explizit in den Texten der Sozialingenieure – wie ich die Experten des *social engineering* nennen möchte – auftauchen. Entscheidend ist, dass es eine spezifische Form der Unterscheidung war, die für die Experten des *social engineering* paradigmatisch geworden ist. Für sie verwandelte die Moderne die Gemeinschaft zunehmend in eine Gesellschaft, die in ihre Einzelteile zu zerfallen drohte. Der Natur gemäß dagegen, das ließ sich etwa durch Rekurs auf die Zoologie belegen, waren organische Gemeinschaften. Entsprechend konnte sich das *social engineering* parallel zur Biologisierung des gesellschaftspolitischen Denkens radikalieren: „krankes“ Gewebe musste aus dem Organismus herausgeschnitten werden, um den „Volkskörper“ von der „Infizierung“ durch die Moderne „heilen“ zu können. In Skandinavien oder den USA bedeutete das „nur“ die Zwangssterilisierung unerwünschter Menschen, in Deutschland dann die Vernichtung von „Gemeinschaftsschädlingen“. In den Quellentexten ist also sehr genau der manchmal nur impliziten Metaphorik von „Gemeinschaft“ und „Gesellschaft“, „gesund“ und „krank“ oder auch „hell“ und „dunkel“ nachzuspüren, um das *social engineering* identifizieren zu können.

3. Die Gegenwart wurde auf eine bestimmte Weise wahrgenommen, nämlich als *Krise*, und es wurde regelmäßig prognostiziert, dass sie sich in die Zukunft hinein dramatisch verschärfen und ungezügelt sogar zum Untergang führen werde. Allerdings begriffen Sozialingenieure die Krise – und das unterschied sie von kulturpessimistischen Positionen – stets als *Krisis*, als Punkt der fälligen Entscheidung. Der Weg in die Zukunft war offen, er konnte nach oben oder abwärts führen, je nachdem, wie man sich entschied.⁶
4. Das bedeutet aber, dass Nichthandeln für Experten keine Option war. Die drohende Destruktion erzwang eine Handlung. Daraus leiteten Experten die *Pflicht zur Intervention* ab. Sie waren auf Grund ihrer Prognosen geradezu gezwungen, Lösungswege zu entwerfen und sie den entscheidenden gesellschaftspolitischen Institutionen zu implementieren. Aus dieser Selbstermächtigung heraus versuchten sie, in die Gesellschaftspolitik der jeweiligen Regierungen einzugreifen. Das wurde ihnen grundsätzlich erleichtert, denn die Politik brauchte Daten und Handlungskonzepte, um die extensiven sozialgestalterischen Visionen der 1930er Jahre (Sozialstaat, New Deal, Volksgemeinschaft usw.) umsetzen zu können. In Deutschland eröffnete die Symbiose von Politik und Wissenschaft den Experten nach 1933 Handlungsmöglichkeiten, die ihnen in demokratischen Regimes verwehrt blieben.

⁵ F. Tönnies, *Gemeinschaft und Gesellschaft. Abhandlung des Communismus und Socialismus als empirischer Culturformen*, Leipzig 1887.

⁶ Vgl. H. Grunwald/M. Pfister (Hg.), *Krisis! Krisenszenarien, Diagnosen und Diskursstrategien*, München 2007.

5. Unabdingbar war der Bezug auf die Realität. *Sie* sollte die Legitimationsbasis für die Ordnung der Gesellschaft bieten, nicht ideologische oder metaphysische Setzungen und Annahmen. Das bedeutete, dass akribisch die Wirklichkeit danach abgesucht wurde, was die Natur an „vernünftigen“ – und das heißt: gemeinschaftlich strukturierten – Ordnungsmodellen bereithielt. Die durch die industrielle Massengesellschaft und die „liberalistische“ Weltanschauung angeblich verschütteten Keime organischer Gemeinschaften waren freizulegen und dann zu stärken. Das *social engineering* gab sich strikt realitätsbezogen, antimetaphysisch und antiideologisch – ohne es zu sein. Das ist der blinde Fleck der Sozialingenieure, der nicht einmal 1945 aufgeheilt wurde. Sie waren der Meinung, dass sie der Natur durch eine Handreichung zu ihrem Recht verhalfen.⁷
6. Sozialingenieure verordneten nicht, sie setzten vielmehr auf Lernprozesse. In aufwendigen Untersuchungen erhoben sie die materiellen und geistigen Bedürfnisse der Menschen und überführten sie in Normalverteilungskurven, die zur Grundlage der Interventionen gemacht wurden. „Normal“ war dabei nicht die statistische Mehrheit, sondern das, was der Natur entsprach; diese „Normalität“ wiederum wurde nicht als starre Norm begriffen, sondern als eine flexible Zone möglicher Verhaltensweisen. Problematisch waren Menschen, die sich außerhalb dieser Zone ansiedelten. Ihnen musste beigebracht werden, *sich selbst* so zu konditionieren, dass sie sich „normal“ verhielten. Das geschah in den 1930er Jahren noch stärker durch (indirekten) Druck als in den 1990er Jahren – indem etwa durch die gezielte Reduzierung von Möglichkeiten Verhaltensweisen abgeschnitten wurden, während in der Nachkriegszeit gezielt die Eigenverantwortlichkeit konditioniert wurde. Grundsätzlich schrieben Sozialingenieure deshalb nicht Gesetze und Disziplinarordnungen, sondern *Ratgeber*. Sie setzten auf die Macht der Einsicht in die Vernunft und deren Training im Alltag. So sollten die Individuen ganz zwanglos die Grenzen der „Normalität“ gegen die Risikozonen verteidigen – eine Grenze, die übrigens beständig verschoben wurde. Dynamik und Kontingenz sollten nicht stillgestellt, sondern kontrolliert gesteuert werden, um sie auf diese Weise beherrschen zu können.
7. Zygmunt Bauman hat den Begriff der „ambivalenten Moderne“ geprägt. Weil die Welt mit der Industrialisierung vieldeutig geworden sei, sei klassifiziert und geordnet worden, um der Welt wieder eine Struktur zu geben und „Ambivalenz auszulöschen: eine Anstrengung genau zu definieren – und alles zu unterdrücken oder zu eliminieren, was nicht genau definiert werden konnte oder wollte.“ Der Staat wurde zum „Gärtner“, der „die Bevölkerung [unterteilte] in nützliche Pflanzen, die sorgsam zu kräftigen und fortzupflanzen waren, und Unkraut – das ent-

7 Dazu exemplarisch meine detaillierte Analyse Gunnar Myrdals: T. Etzemüller, *Die Romantik der Rationalität. Alva und Gunnar Myrdal – Social Engineering in Schweden*, Bielefeld 2010, Kap. V.

fernt oder samt Wurzeln herausgerissen werden musste.“ Der Holocaust sei ein Extremfall dieser Weltsicht gewesen, aber durchaus keine Anomalie.⁸

Diese Metaphorik ist eingängig. Doch das *social engineering* läuft nicht automatisch auf eine Radikalisierung der Biopolitik hinaus, d. h. auf die Massenvernichtung von Menschen im „Dritten Reich“. Die wäre ohne das *social engineering* kaum denkbar gewesen, ohne die immer wieder propagierte Grenze zwischen „kranken“ und „gesunden“ Teilen der Bevölkerung. Doch in Schweden beispielsweise setzten Sozialingenieure dezidiert auf die Inklusion von Menschen, nur ein „Bodensatz“ hartnäckiger „Verweigerer“ musste in ihren Augen durch Sterilisierungen allmählich eliminiert werden. Der Blick auf die deutsche Geschichte verstellt die Tatsache, dass das *social engineering* im 20. Jahrhundert tendenziell eher hegte als jätete, dass es also um eine positive Biopolitik ging. Das macht normalisierende Sozialingenieure nicht sympathischer, aber interessanter für eine Analyse von Machttechniken, als wenn man ihre Arbeit in Begriffen von „Disziplinierung“ oder gar „Repression“ beschreibt.⁹ Denn wer erfolgreich die Evidenz zwingender „Vernunft“ erzeugen kann, dem stehen raffiniertere Techniken zur Verfügung, die Lebenspraxis von Menschen zu regulieren, ohne sie vernichten, unterdrücken oder auch nur disziplinieren zu müssen. Das *social engineering* war also tendenziell total, was seinen erfassenden und steuernden Anspruch betraf, nicht aber notwendig totalitär.

Diese Elemente können für sich genommen in ganz unterschiedlichen Kontexten auftauchen. Sie können im Rahmen einer Architekturgeschichte, Technikgeschichte, einer Geschichte der Sozialpolitik, der Experten oder von Großprojekten beschrieben werden. In ihrer Kombination allerdings bildeten sie ein spezifisches Dispositiv: als Kombination von Sozialtechnologien, einem Ordnungsmodell und einem dezidierten Gestaltungsimperativ, das – nach einer Entstehungsphase seit den 1880er Jahren – vor allem in der Zeit zwischen dem Ersten Weltkrieg und etwa den 1960er Jahren seine Wirkmächtigkeit entfaltete. Danach verlor dieser transnationale, Disziplinen übergreifende Versuch, mit künstlichen Mitteln eine verlorene natürliche Ordnung der Gesellschaft wieder zu erschaffen, indem man eine alle gesellschaftliche Bereiche durchdringende, soziale Ordnung entwarf, rapide an Überzeugungskraft. Die Organisation der Gesellschaft wurde mittlerweile mit ganz anderen Metaphern und gesellschaftspolitischen Szenarien verhandelt – auch wenn einzelne rhetorische und technische Komponenten des *social engineering* durchaus bis heute überleben konnten. Deshalb ist es sinnvoll, den Begriff des *social engineering* als eine Schnittmenge

8 Z. Bauman, *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*, Hamburg 2005, 22, 41–42.

9 So tendenziell G. de Bruyn, *Die Diktatur der Philantropen. Entwicklung der Stadtplanung aus dem utopischen Denken*, Braunschweig/Wiesbaden 1996.

unterschiedlicher Ebenen zu verstehen. Er lässt sich nicht präzise definieren, sondern ist in konkreten empirischen Studien plausibel zu machen.¹⁰

II. Rhetoriken der Gestaltung

An fünf Abbildungen möchte ich zeigen, welche neue Perspektive auf die Gesellschaftspolitik des 20. Jahrhunderts durch den Begriff des *social engineering* möglich wird, wie der Versuch funktionierte, eine Mesebene zu schaffen, auf der die desintegrierende Gesellschaft als Gemeinschaft reintegriert werden sollte. Ich werde dabei den Weg von der Spülbank über die Küche, die Wohnung, die Stadt bis zur Region durchmessen, um den alles durchdringenden, organisierenden Anspruch des *social engineering* deutlich zu machen. Wenn man die Homologie zwischen den Bewegungen auf der Spülbank mit den Bewegungen im Raum herausarbeitet, wird sichtbar, wie die detaillierte Durchgliederung des Raumes eine spezifische Strukturierung der sozialen Beziehungen erreichen sollte. Der gebaute Raum, die Organisation des Raumes und die Struktur der Sozialbeziehungen waren für Sozialingenieure eng miteinander verwoben und vor allem: rational gestaltbar.

Das Material, das ich verwende, ist auf den ersten Blick sehr heterogen. Es entstammt Texten aus den USA, Schweden und Deutschland, die in den Jahren von 1913 bis 1948 in unterschiedlichen Kontexten publiziert wurden. Für Historiker steht in solchen Fällen die Einmaligkeit dieser Quellen sowie ihre inhaltliche, regionale und zeitliche Differenz im Vordergrund, d. h. die historiografisch notwendige, sorgfältige Kontextualisierung lässt Gemeinsamkeiten gerade nicht in den Blick kommen. Unter Historikern strittiger ist das Verfahren, eine „Formation“ zu postulieren, durch die diese Differenzen bewusst aufgelöst werden. Solchen Formationen eignet keine materiell verifizierbare Qualität. Ein „Habitus“ (Pierre Bourdieu), ein „Diskurs“ (Michel Foucault) oder ein „Denkstil“ (Ludwik Fleck) – um nur drei bekannte Konzepte zu nennen – entstehen erst im analytischen Zugriff eines Soziologen oder Historikers. Sie existieren nicht unabhängig vom empirischen Material, sondern bieten eine Lesart, dieses Material auf eine neue Weise zu analysieren. Wenn man die Abbildungen also in diesem Sinne mit Hilfe des Begriffs *social engineering* zusammenliest, lässt sich eine Struktur sichtbar machen, die die europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts nicht mehr unter dem Primat des „Age of Extremes“, des Totalitarismus oder der „So-

10 Das geschieht im in Anm. 2 erwähnten Sammelband sowie in vier Arbeiten, die die Ergebnisse zweier DFG-Forschungsprojekte zum *social engineering* bilden, nämlich drei Dissertationen von David Kuchenbuch, Timo Luks und Anette Schlimm, die am Beispiel des Wohn-, des Fabrik- bzw. des Verkehrsraumes vergleichend das *social engineering* in Deutschland, Großbritannien und Schweden untersuchen, sowie in einer biografischen Mikrostudie zweier führender Sozialingenieure (Etzemüller, *Romanik*).

zialdisziplinierung“ deutet, sondern als Prozess der „Normalisierung“. Das schließt die genannten Perspektiven nicht aus, stellt sie aber in einen anderen historischen Zusammenhang.

Vorab knappe Hintergrundinformationen zu den Abbildungen. Die erste Grafik stammt aus einer schwedischen Haushaltsstudie aus dem Jahre 1946.¹¹ Es ist die Horizontalprojektion der Bewegungen beim Abspülen, hier für zwei unterschiedliche Spülbeckentypen. Die Felder 1 bis 7 zeigen an, welche Sorte Geschirr bewegt

Abb. 1
C. Boalt u.a., „Diskning i hemmen“, *HFI-meddelanden* 1 (1946), H. 1, 1–117, hier S. 58.

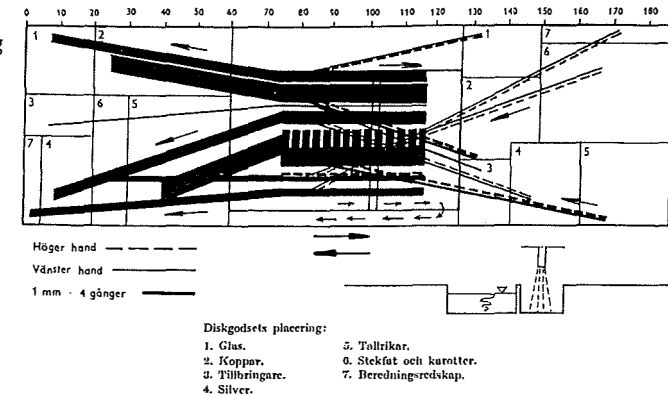


Fig. 36. Horizontalprojektion av rörelser vid diskning. Diskbänksanordning nr 1 a. Nedstukt diaktäda med vidstående slasktratt till höger. Sköjning i rinnande vatten.

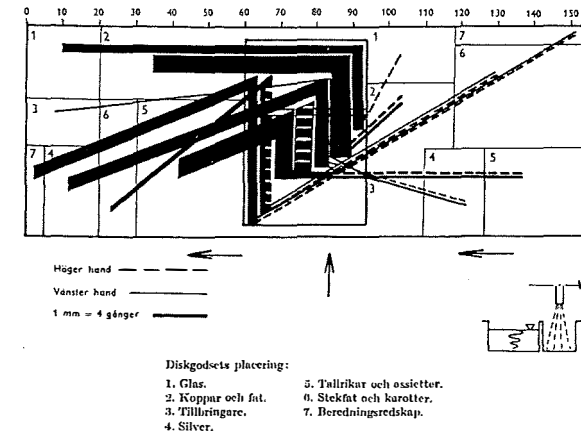


Fig. 37. Horizontalprojektion av rörelser vid diskning. Diskbänksanordning nr 6. Nedstukt låda med bakomliggande slasktratt. Sköjning i rinnande vatten.

11 C. Boalt u.a., „Diskning i hemmen“, *HFI-meddelanden* 1 (1946), H. 1, 1–117, 58.

wird; die Stärke der Linien indiziert die Zahl der Handbewegungen (je Millimeter Strichstärke vier Bewegungen), differenziert für die linke und die rechte Hand; die Linien bilden außerdem das Bewegungsmuster ab. Rechts steht das Schmutzgeschirr, in der Mitte wird es gereinigt, dann unter laufendem Wasser gespült und links zum Trocknen abgelegt. Zahl, Länge und Richtung der Handbewegungen wurden in zahllosen Messungen in einer standardisierten Versuchsanordnung erhoben, um den Zeit- und Arbeitsaufwand beim Abspülen präzise zu ermitteln. Das Schema macht also alltägliche Mikrobewegungen als eine systemische Einheit sichtbar. Es visualisiert, was keine Hausfrau jemals bewusst wahrgenommen hat und macht es dadurch Rationalisierungsbemühungen zugänglich. Die Untersuchung ist vom „Hemmens Forskningsinstitut“ vorgenommen worden. Dieses Institut zur Erforschung des Haushaltes ist 1944 in Stockholm gegründet worden und wurde von Frauen der Mittelschicht genutzt, um sich zu professionalisieren und Einfluss in der schwedischen Gesellschaftspolitik zu erlangen. Vordergründig ging es darum, Haushaltsgeräte auf ihre Brauchbarkeit zu prüfen und Methoden zu entwickeln, Frauen die Hausarbeit zu erleichtern.¹² Tatsächlich handelte es sich um einen Beitrag zum Aufbau des „Volksheims“, des seit den 1930er Jahren weltweit bewunderten schwedischen Sozialstaates – der als eine Art nichttotalitärer „Volksgemeinschaft“ ausgestaltet werden sollte.¹³ Voraussetzung dafür waren Menschen, die ihr Leben auf jeder Ebene zu rationalisieren verstanden; die Publikation, der die Abbildung entnommen ist, richtete sich an Haushaltsexpertinnen und interessierte Laien, um sie in der Rationalisierung ihrer selbst zu schulen.¹⁴

Die zweite Abbildung stammt aus einem ähnlichen Kontext, aus einem einflussreichen Haushaltslehrbuch der Amerikanerin Christine Frederick.¹⁵ Es entstand 1913,

12 Dazu B. Lövgren, *Hemarbete som politik. Diskussioner om hemarbete, Sverige 1930–40-talen, och tillkomsten av Hemmens Forskningsinstitut*, Stockholm 1993; B. Åkerman u.a., *Kunskap för vår vardag. Utbildning och forskning för hemmen*, Stockholm 1984; dies., *Den okända vardagen. Om arbetet i hemmet*, Stockholm 1983 (in beiden Büchern untersuchen die Protagonistinnen von einst auf anregende Weise ihre eigene Geschichte); B. Berner, *Sakernas tillstånd. Kön, klass, teknisk expertis*, Stockholm 1996, 223–309, bes. das Schema 298–299.

13 Vgl. T. Etzemüller, „Total, aber nicht totalitär: die schwedische ‚Volksgemeinschaft‘“, F. Bajohr/M. Wildt (Hg.), *Volksgemeinschaft. Neue Forschungen zur Gesellschaft des Nationalsozialismus*, Frankfurt/M. 2009, 41–59.

14 Etzemüller, *Rationalität*, bes. Kap. IV und VI.

15 C. Frederick, *The New Housekeeping. Efficiency Studies in Home Management*, New York 1913, nach 52. Vgl. auch dies., *Household Engineering. Scientific Management in the Home. A Correspondence Course on the Application of the Principles of Efficiency Engineering and Scientific Management to the Everyday Tasks of Housekeeping*, Chicago 1919; E. Meyer, *Der neue Haushalt. Ein Wegweiser zu wirtschaftlicher Haushaltsführung*, Stuttgart 41 1931 (urspr. 1926); U. Terlinden/S. von Oertzen, *Die Wohnungsfrage ist Frauensache! Frauenbe-*

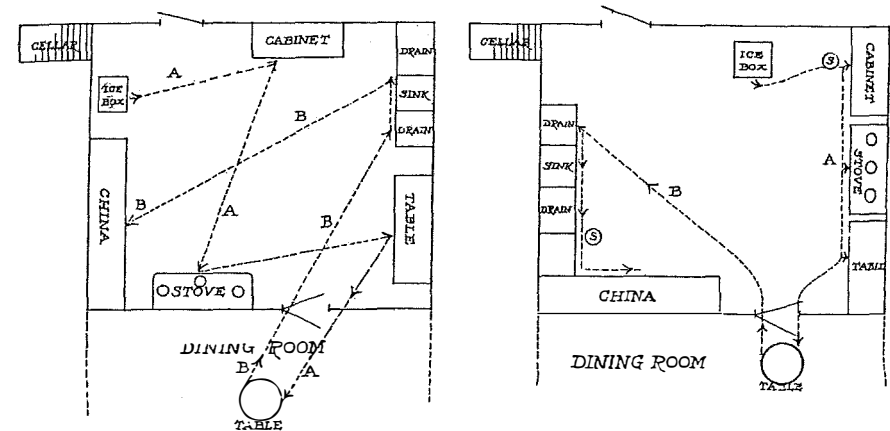


Diagram showing badly arranged equipment, which makes confused intersecting chains of steps, in either preparing or clearing away a meal. (A—preparing; B—clearing)

Diagram showing proper arrangement of equipment, which makes a simple chain of steps, in either preparing or clearing away a meal. (A—preparing; B—clearing)

Abb. 2 C. Frederick, *The New Housekeeping. Efficiency Studies in Home Management*, New York 1913, nach S. 52.

als zwei Entwicklungen sich kreuzten, nämlich der zunehmende Mangel an Dienstpersonal in den Haushalten und die Rationalisierung der industriellen Produktion im Gefolge Taylors und Fords. Diese „Dienstbotenkrise“ betraf – nicht nur in den USA – zunehmend die wohlgestellte Mittelschicht. Ehefrauen mussten Hausarbeit übernehmen, Frauen, die zunehmend berufstätig wurden, eine „Doppelbelastung“ stemmen. Krisensymptome waren unzufriedene Frauen, gefährdete Ehen und, etwas später, sinkende Geburtenraten. Frederick beschrieb das Dilemma, in dem sie und ihre Geschlechtsgenossinnen sich leicht verfangen: Sie wollten einen guten Haushalt führen und ihren Kindern gerecht werden, drehten sich aber mit der Arbeit, die nie zum Ende kam, nur noch im Kreis. Abends fand der Ehemann sie ausgebrannt vor. Frederick bot als Lösung die Übertragung tayloristischer Prinzipien auf den Haushalt an. Der Haushalt musste organisiert, geplant und mechanisiert werden, um ein Maximum an Arbeit mit einem Minimum an Zeit- und Kraftaufwand erledigen zu können. Dazu gehörte die sinnvolle Anordnung der Küchenmöbel und -utensilien. Die Abbildung zeigt in einem seitdem typischen Dualismus eine schlecht und eine vernünftig eingerichtete Küche. In der ersten muss man eine Reihe unnötiger Wege zurücklegen, die Zeit und Energie kosten, die zweite reduziert alle Wege auf zwei einfache Bögen. In der „Frankfurter Küche“ sollte dieses Effizienzdenken zwei Jahr-

wegung und Wohnreform 1870 bis 1933, Berlin 2006, bes. 61–136; M. Heßler, „Mrs. Modern Woman“. *Zur Sozial- und Kulturgeschichte der Haushaltstechnisierung*, Frankfurt/M. 2001.

zehnte später auf die Spitze getrieben werden. Im Unterschied zu den schwedischen Haushaltsexpertinnen, die institutionell und über persönliche Beziehungen eng in die staatliche Gesellschaftsplanung eingebunden waren, inszenierte sich Frederick als Individualistin, die anderen Frauen mit ihren Büchern ein Vorbild und eine Ratgeberin sein wollte. Das Schema ihrer Küche ist als Prinzip jedoch homolog zu den Bewegungen auf der Spülbank. Auch Frederick propagierte die Autorationalisierung, um Heim, Gemeinschaft und Nation zu dienen. Und sowohl die Schwedinnen wie Frederick versprachen ihren Leserinnen durch Professionalisierung Emanzipation und eine „most glorious career“ als „clearing house“ zwischen Gesellschaft und Familie.¹⁶ Die Frau kauft vernünftig ein, bereitet ihrer Familie einen psychisch-biologisch optimierten Haushalt und stärkt diese dadurch für die Nation.

Abbildung drei entstammt dem Kontext der ersten. Es handelt sich hier jedoch um eine aufwendige Zeitstudie unter dem Titel „Mutter und Kind von Morgens bis Abends“.¹⁷ Im Frühjahr 1946 waren 80 Kinder und deren Mütter in 59 Familien auf ihren Tagesablauf hin untersucht worden. Es sollte, wie üblich in diesen Untersuchungen, kein „typischer“ oder „durchschnittlicher“ Tagesablauf ermittelt werden, sondern die Spannweite realer Tagesabläufe, die je nach Familiengröße, Wohnungstyp usw. beträchtlich variierten. In zehn Farbabbildungen wurde der Alltag exemplarischer Familien präsentiert. Ein Grundriss zeigt genau die Möblierung der Wohnung, Balkendiagramme weisen minutiös aus, wie viel Zeit Mutter und Kind(er) mit welcher Beschäftigung in welchem Raum verbracht haben, ein sehr knapper Begleittext nennt Lage und Modernisierungsgrad der Wohnung, Beruf des Vaters, Alter der Kinder sowie eine eventuelle Erwerbstätigkeit der Mutter. Die hier reproduzierte Abbildung zeigt dagegen drei Bewegungsdiagramme von Müttern in unterschiedlichen Wohnungstypen. Je stärker die Linie, desto häufiger wurde dieser Weg innerhalb der Wohnung während des Tages zurückgelegt. Wie in Abbildung 1 wird also eine Mikrostruktur des Alltags sichtbar gemacht; in diesem Fall wird dabei auf die Umweltbedingungen der Kinder geschlossen. Schnitt und Einrichtung der Wohnung, Arbeitsbelastung der Mutter und Fürsorge für die Kinder korrespondieren einander. Damit ist das Bewegungsdiagramm eingeschrieben in den Kontext einer Architekturströmung, die in Deutschland häufig als „Bauhaus-Stil“ bezeichnet wird, genereller aber „Funktionalismus“ genannt werden sollte. Es ging um die Planung und den Bau kleiner, aber sozialhygienisch optimierter Wohnungen, mit denen die verheerenden Lebensbedingungen vieler Menschen in den Städten bekämpft werden sollten. Funktionale Differenzierung der Räume und eine extreme Rationalisierung der Einrichtung sollten die Baukosten reduzieren – zugleich aber die Menschen leh-

¹⁶ Frederick, *Housekeeping*, 101, 256.

¹⁷ C. Boalt/G. Carlsson, „Mor och barn från morgon till kväll. En studie av 80 barns miljö“, *HFI-meddelanden* 3 (1948/49), 46–122, 93. Die Väter wurden in der Untersuchung nicht berücksichtigt, da sie, so die Begründung, berufstätig waren.

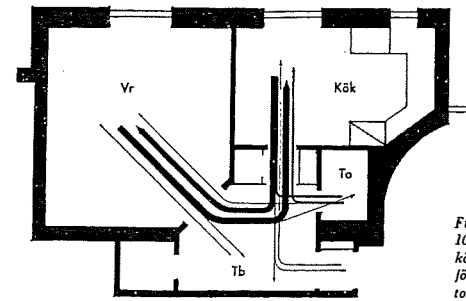


Fig. 28. Kommunikationsdiagramm för lägenheten i Jall barn 103 (jfr fig. 17). Den högsta frekvensen har förflyttningarna kök—vardagsrum och omvänt, 14, resp. 15 gånger. För vissa förflyttningar, t. ex. vardagsrum—tambur och vardagsrum—toalett, rör det sig om enstaka gånger.

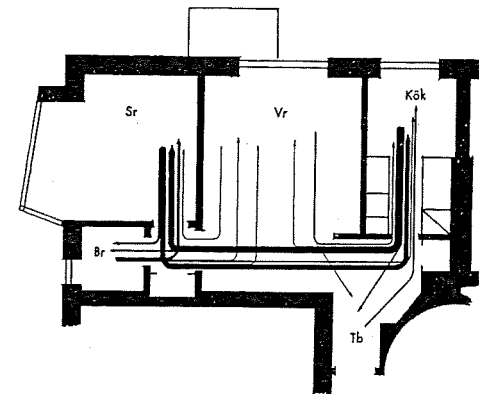


Fig. 29. Kommunikationsdiagramm för lägenheten i Jall barn 102 (jfr fig. 16). Den vanligaste förflyttningen är den mellan köket och sovrummet och omvänt, 13, resp. 12 gånger. Mellan sovrum och vardagsrum, badrum och vardagsrum, etc., är det fråga om enstaka gånger.

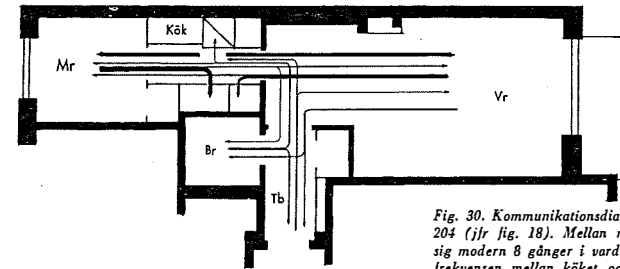


Fig. 30. Kommunikationsdiagramm för lägenheten i Jall barn 204 (jfr fig. 18). Mellan matrummet och köket förflyttar sig modern 8 gånger i vardera riktningen, och lika stor är frekvensen mellan köket och vardagsrummet. Mellan matrum och badrum, tambur och vardagsrum, etc., är det fråga om enstaka gånger.

Abb. 3 C. Boalt / G. Carlsson, „Mor och barn från morgon till kväll. En studie av 80 barns miljö“, *HFI-meddelanden* 3 (1948/49), S. 46–122, hier S. 93.

ren, ihr Leben und ihre sozialen Beziehungen zu rationalisieren. Nur wenn die Mutter von Hausarbeit entlastet würde, könne die Familie ohne emotionalen Verschleiß „funktionieren“; das wiederum komme dem Aufwachsen der Kinder zugute, die als Humankapital der Zukunft gehandelt wurden.¹⁸

Die vierte Abbildung stammt aus einem Klassiker der Stadtplanung, aus Hans Bernhard Reichows Buch „Organische Stadtbaukunst“ von 1948.¹⁹ Schon in der Bildunterschrift klingt ein ganz anderer Ton durch als in den nüchternen schwedischen Untersuchungen oder Fredericks Buch: „Schema einer zellengegliederten Nachbarschaft. Auch hier – wie bei den Laderampen der Blutbahn – eine weitestgetriebene Gliederung und Zerklüftung des ‚Randes‘ der Stadtlandschaft und ihrer Glieder. Auch hier dadurch eine allseitige, maximale Berührung der baulichen und grünen Stadtlandschaft zur Erzielung des größtmöglichen, so heilsamen ‚Stoffwechsels‘ zwischen Mensch und Natur!/Dies [sic] Schema [...] ist [...] Sinnbild und graphischer Wegweiser. Deshalb sucht es in seiner Art und Form möglichst alle unseren Sinnen irgendwie erfassbaren Bindungen leicht, eindeutig klar und einprägsam auszudrücken. Und dafür ist – nicht nur in Parallele zum Organischen – die geschwungene Linie vielfältiger ausdrucksfähig als die gerade. Sie zeigt das Sich-Öffnen und Schließen der Räume, die richtung- und wegweisende Ausbildung der Straßen und ihrer Zusammenschnitte, Mündungen und Abzweige, kurz, die Flüssigkeit ihrer Funktion, ja den organischen Grundgedanken des Gesamtsystems sinnfällig und einprägsam.“²⁰

Die exzessive organistische Metaphorik zieht sich sprachlich wie visuell durch das ganze Buch. Reichow begriff die Stadt als einen „Organismus“, dessen „Organe“ und „Blutbahnen“ – Häuser, Nachbarschaften, Einkaufszentren, Straßen, Fuß- und Fahrradwege – sinnvoll zueinander angeordnet und aufeinander abgestimmt sein mussten, damit der „Stadtkörper“ existieren könne. Die Abbildung zeigt uns eine blattartige Struktur (die auf anderen Abbildungen des Buches noch organischer wirkt), deren Mittelrippe die öffentlichen Einrichtungen der Stadt aufnimmt und sich auf ein Gemeinschaftshaus hin öffnet; direkt an den Seitenrippen sind Mehrfamilienhäuser errichtet, querstehend hinter ihnen Reihenhäuser. Gegen den Blattrand sind Einfamilienhäuser angeordnet. Alle Haustypen sind von großzügigen Grünflächen umgeben. Am Spreitengrund des Blattes ist eine Schnellstraße zu erkennen, die den Fernverkehr an der Stadt vorbeiführt. Dass dieses Blatt historisch aus dem Nationalsozialismus hervorgesprossen ist, haben Werner Durth und Niels Gutschow

18 Dazu ausführlich D. Kuchenbuch, *Geordnete Gemeinschaft: Architekten als Sozialingenieure – Deutschland und Schweden im 20. Jahrhundert*, Bielefeld 2010.

19 H.B. Reichow, *Organische Stadtbaukunst. Von der Großstadt zur Stadtlandschaft*, Braunschweig 1948, 105.

20 Ebd.

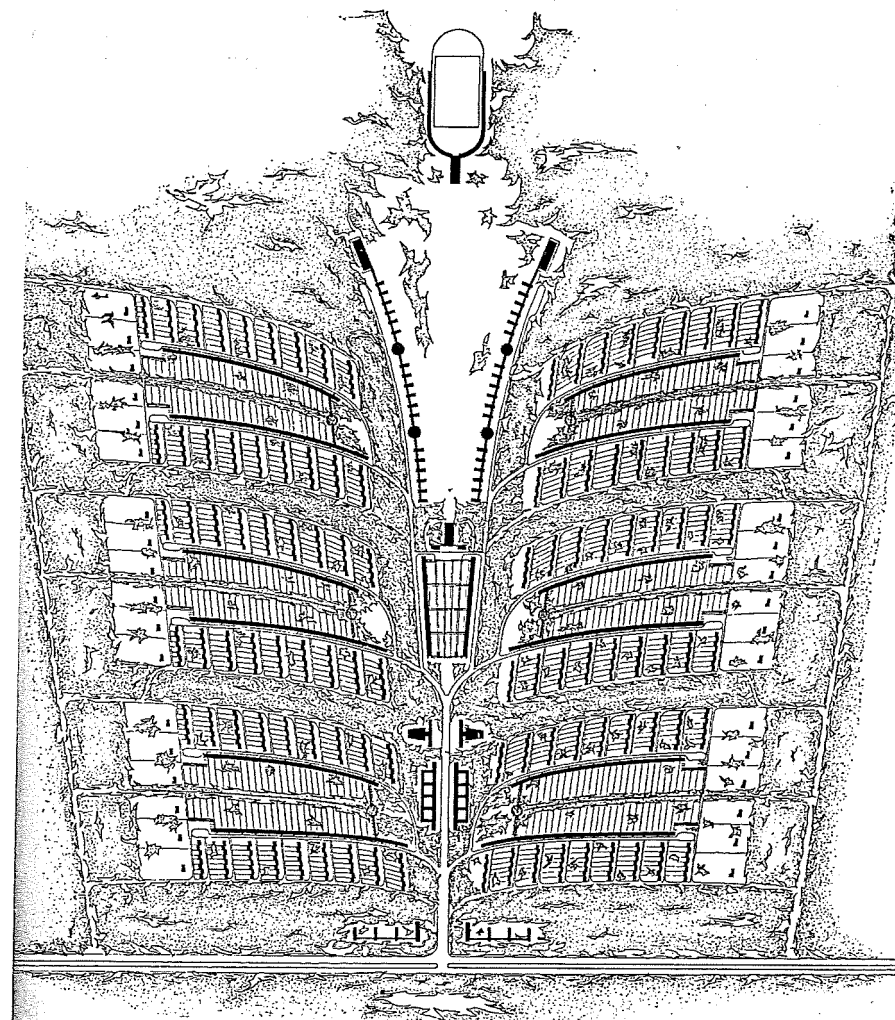


Abb. 4 H.B. Reichow, *Organische Stadtbaukunst. Von der Großstadt zur Stadtlandschaft*, Braunschweig 1948, S. 105.

detailliert belegt.²¹ Genealogisch lässt sich sein Ursprung jedoch auf den Gartengrundgedanken zurückverfolgen und in die Stadtplanungsgeschichte der westlichen Welt seit dem 19. Jahrhundert einordnen.

21 W. Durth: *Deutsche Architekten. Biographische Verflechtungen 1900–1970*, München 1992; ders./N. Gutschow: *Träume in Trümmern. Stadtplanung 1940–1950*, 2 Bde., Braunschweig, Wiesbaden 1988.

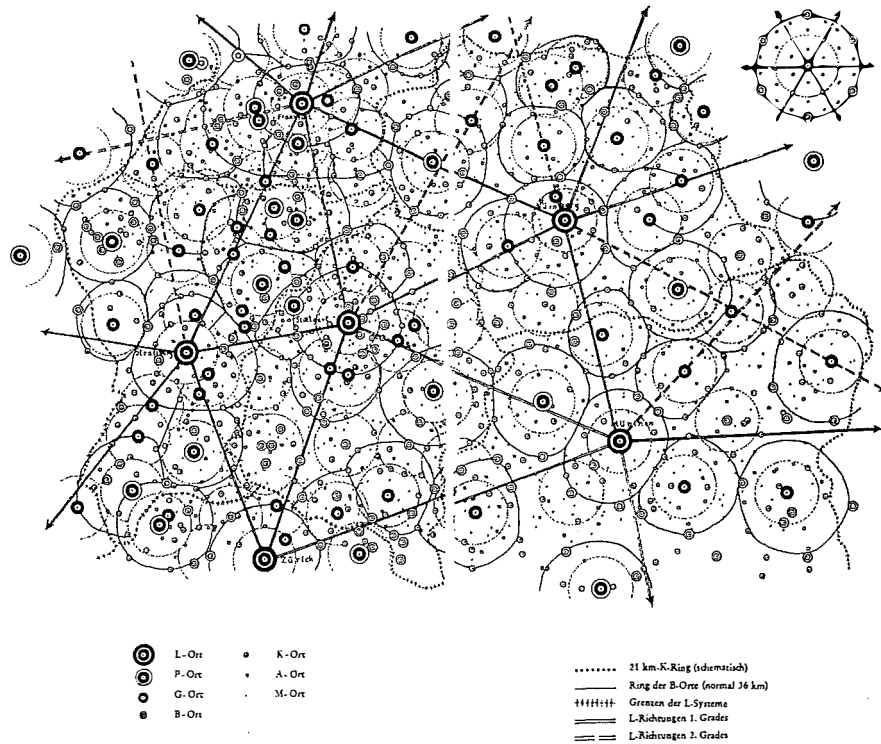


Abb. 5 W. Christaller, *Die zentralen Orte in Süddeutschland. Eine ökonomisch-geographische Untersuchung über die Gesetzmäßigkeit der Verbreitung und Entwicklung der Siedlungen mit städtischen Funktionen*, Darmstadt 1968 (urspr. 1933), o. S.

Die letzte Abbildung schließlich stammt aus Walter Christallers „Theorie der zentralen Orte“, 1933 erschienen, 1968 unverändert nachgedruckt.²² Christaller wollte eine innere Gesetzmäßigkeit sichtbar machen, nämlich die Zentralisierung als grundlegendes Ordnungsprinzip jeder Gemeinschaft. Er zählte aus den Telefonbüchern die Telefonanschlüsse aus, korrigierte Verzerrungen (etwa das höhere Mitteilungsbedürfnis im Rheinland) und gewann eine mathematisch präzise Formel, mit der er die Bedeutung eines Ortes errechnen konnte. So ließen sich die Orte klassifizieren und ein verborgenes Muster erkennen: Jeder L[andeszentral]-Ort (z. B. München) bildet ein System, das aus G[au]-Orten besteht, die von einem Kranz aus B[ezirkshaupt]-Orten und K-Orten (Kreisstädten) umgeben sind, diese wiederum eingekreist von A- und M-Orten (Amts- bzw. Marktstädtchen). Die Orte sind hierarchisch abstei-

22 W. Christaller, *Die zentralen Orte in Süddeutschland. Eine ökonomisch-geographische Untersuchung über die Gesetzmäßigkeit der Verbreitung und Entwicklung der Siedlungen mit städtischen Funktionen*, Darmstadt 1968 (urspr. 1933).

gend in Kreisen umeinander angeordnet; jeweils mehrere funktional niederrangige Orte orientieren sich auf einen höherrangigen Ort, insgesamt ergibt sich ein organisches Ganzes optimal aufeinander abgestimmter Teile. „Eine elementare Form der Ordnung von Zusammengehörigem ist in der anorganischen wie in der organischen Natur die Anordnung einer Masse um einen Kern, ein Zentrum: eine zentralistische Anordnung. Diese Anordnung ist nicht etwa nur eine menschliche Denkform, nur existierend in der menschlichen Vorstellungswelt und nur entstanden aus dem Bedürfnis des Menschen zu ordnen, sondern sie ist real existent aus inneren Gesetzmäßigkeiten der Materie heraus.“²³

Die unterschiedlichen Entstehungskontexte und Intentionen der Abbildungen stechen sofort ins Auge, aber auch die verschiedenen Professionen ihrer Urheber: Haus- und berufstätige Frauen, Architekten und Raumplaner. Was diese Abbildungen auf den ersten Blick eint, ist die Überzeugung, dass real existierende, dem ungeschulten Auge aber nicht sichtbare Strukturen visualisiert werden können, wenn man empirische Daten erhebt und die Ergebnisse in abstrahierte Schemata überführt. Noch deutlicher werden die Gemeinsamkeiten, wenn man diese Abbildungen in ein narratives Muster einbettet, wie man es beispielsweise exemplarisch in einem Klassiker der Stadtgeschichtsschreibung findet, in Lewis Mumfords „*The Culture of Cities*“.²⁴ Dieses Buch repräsentiert prägnant und paradigmatisch die Weltsicht des *social engineering*, als ideelle Grundlage der praktischen Arbeit. Mumford entwarf ein dreigliedriges historisches Schema, das sich in unzähligen anderen Texten auch findet, etwa beim Architekten Reichow, dem Soziologen Hans Freyer oder dem Kunsthistoriker Sigfried Giedion,²⁵ um nur wenige prominente Beispiele zu nennen. Eine heile Welt löst sich auf und wird wieder errungen. Für Mumford stellten die mittelalterlichen Städte eine Art „gesunden“ Organismus dar. Sie wucherten noch nicht amorph über ihre Mauern ins Umland hinaus, sie waren harmonisch durch ihre unterschiedlichen Stadtviertel gegliedert, die Herrschaftsordnung war vergleichsweise demokratisch; Planung war eine Sache der Gemeinschaft. Danach, so Mumford, ging die Balance verloren. Das Herrschaftssystem des Absolutismus erforderte zentralisierende Hauptstädte. Despotismus, uniforme Gesetze und die mechanische Arbeit von Bürokraten prägten die Ordnung. Festungswerke zwängten die Stadtpläne in ihr Korsett, Spekulanten der *West Ends* wurden durch die Slums der *East Ends* reich, Buchwissen und Papier ersetzen praktische Kenntnisse – selbst die Kriege wurden nunmehr in Akademien geplant –, und der Barock überwucherte Häuser und Gegenstände mit

23 Ebd., 21. Christaller weist zahllose Abweichungen von seinem Schema akribisch aus, deklariert sie aber zu Ausnahmen.

24 L. Mumford, *The Culture of Cities*, London 1946 (urspr. 1938).

25 H. Freyer, *Revolution von Rechts*, Jena 1931; S. Giedion, *Die Herrschaft der Mechanisierung. Ein Beitrag zur anonymen Geschichte*, Frankfurt/M. 1982 (urspr. 1948).

Ornamenten und erstarrte zu einem formalistischen, „corps-like classicism“.²⁶ Erste Verbindungen zum 20. Jahrhundert deuteten sich für Mumford an: Die Rituale der frühneuzeitlichen Prinzen ähnelten der Arbeit am Ford-Fließband, und ein sichtlich schockierter Daniel Defoe soll von wohlgestellten Frauen berichtet haben, die sich einen ganzen Nachmittag lang damit zerstreuten, durch die Geschäfte zu ziehen, ohne auch nur die Intention zu haben, etwas kaufen zu wollen!

In der Industrialisierung, so Mumford, gingen Form und Balance endgültig verloren. Voraussetzung für die kapitalistische Wirtschaftsordnung war das atomisierte Individuum, gewissermaßen die demokratische Form des despotischen Prinzen: Fortan musste jeder sein eigener Despot sein, um seine Rechte und Freiheit verteidigen zu können. Die Nicht-Städte zeichneten sich durch Nicht-Planung, einfalllose Blockrandbebauung, standardisierte Slums und die Evolution zum Super-Slum aus. „Coketown, alias Smokeover, alias Mechanicsville, alias Manchester, Leeds, Birmingham, Merseburg, Essen, Elberfeld, Lille, Roubaix, Newark, Pittsburgh, or Youngstown [...] no zoning, no open spaces except the railroad yards [...] or the main streets, [...] no parks, no gardens, no playgrounds.“²⁷ „A hell of depression and misery and hopeless degradation.“²⁸ Dann steigerte Mumford seine ohnehin schon grandios kulturpessimistische Geschichte der Stadt noch einmal furios, indem er im Anschluss an Patrick Geddes ein Sechsstufen-Schema entwarf. Am Beginn habe die Eopolis gestanden, die integrierte Dorfgemeinschaft. Über die Polis habe sie sich zur Metropolis entwickelt – der spezialisierten Großstadt –, dann zur verfallenden Megalopolis. Es folgen die Tyrannopolis und schließlich die Nekropolis, die in vollständiger Auflösung begriffen ist; selbst weit entfernte Orte sind von ihr infiziert und verrotten ebenfalls.

Mumford berief sich ausdrücklich auf Oswald Spengler, von daher überrascht die Art seiner Beschreibung nicht. Doch schlug er mit einem einzigen Satz eine raffinierte Volte: „But one must not, like a Spengler or a Sorokin, make the mistake of identifying the *logical* stages of a process, as discovered and systematized by intellectual analysis, with the living reality.“²⁹ Während Spengler in den Abgrund rauscht, tritt Mumford zur Seite und beobachtet: „Mutations arise in human communities from unexpected sources: the social heritage makes society much less of a unity than we are compelled to conceive it, by the nature of language, when we interrupt the complex stream of actual life in order to take account of it in thought. Out of these mutations, a new social dominant may arrive: veritably a saving remnant.“³⁰ Das ist der Bruchpunkt in Mumfords Buch. Er wollte aus einer vermeintlich linearen Entwick-

26 Mumford, *Culture*, 131.

27 Ebd., 196.

28 Ebd., 197.

29 Ebd., 292 (Hervorh. im Orig.).

30 Ebd., 293.

lung zurücktreten, sie beobachten, dann unterbrechen und dadurch verändern. Erst jetzt macht die Dreiteilung seines historischen Schemas Sinn. Mumford skizzierte, wie sich eine positiv gewendete Zukunft in der Gegenwart in Umrissen bereits andeutete und wie sie systematisch ausgestaltet werden konnte. Die Städte dürften nicht weiterhin unkontrolliert wuchern, sondern das Habitat der Menschen müsse geplant werden. Er stellte sich eine „biotechnische“ Gesellschaft vor, deren zentrales Prinzip der Gärtnerkunst, den „*biotechnics of gardening*“,³¹ entnommen war: „[A] society whose productive system and consumptive demands will be directed toward the maximum possible nurture, under ever more adequate material conditions, of the human group, and the maximum possible culture of the human personality.“³² In dieser Gesellschaft würde die Balance gehalten zwischen den Interessen der Gruppe und denen der Individuen. Diese Balance sah Mumford als dynamisch an. Sie stellte sich nicht von alleine ein, sie musste deshalb immer neu austariert werden. Dazu mussten die Menschen durch Experten gelehrt werden, einen Mittelweg zwischen bedingungsloser Freiheit und Tyrannei zu finden, indem sie durch eine permanente Evaluation und Durchstrukturierung des eigenen Lebens eine rationale Selbstdisziplin entwickelten, die sie gemeinschaftskompatibel machte. Architekten und Raumplanern oblag es, den Raum zu gestalten. Überschaubare Gruppen von Menschen sollten in geografisch begrenzten, funktional differenzierten Nachbarschaften wohnen. Die Strukturierung des Raums und des Lebens der Menschen korrespondierten für Mumford einander. Die Freiheit der Menschen war einzuschränken, und die Menschen sollten sich selbst beschränken, um eine Ordnung zu schaffen, die sie vom repressiven Habitat der industriellen Gegenwart befreien und ihnen in der *Gemeinschaft* überhaupt erst eine individuelle Entwicklung ermöglichen würde.

Das ist der zentrale Gedanke im *social engineering*, und deshalb erfüllte Mumfords Geschichte der Stadt mehrere wichtige Funktionen. Einmal machte sie durch ihr Schema den Bruchpunkt sichtbar, an dem Innehalten und Umkehr erfolgen sollten. Das wiederum legitimierte den Imperativ des technokratischen Eingriffs in die Geschichte. Wenn die Entwicklung tatsächlich von der Polis bzw. der mittelalterlichen Stadt hin zur Nekropolis zu verlaufen drohte, waren Experten nicht nur ermächtigt, sondern geradezu moralisch verpflichtet, die Entwicklungsrichtung zu ändern. Und zugleich verortete sich Mumford selbst an diesem Punkt – denn der vermeintlich historiografische Blick ist Teil des technokratischen Eingriffs –, indem er überhaupt erst die Diagnose stellte und dann in der Logik dieser Diagnose Lösungsvorschläge systematisierte. Die Beschreibung gab sich als Teil des Beschriebenen aus, um dieses zu ändern. Damit kann Mumfords Text als Blaupause für das *social engineering* genommen werden. In zahllosen Quellentexten finden wir dasselbe Denkmodell, nämlich den Versuch, durch rationale Planung ein soziales Equilibrium zu schaffen, das

31 Ebd., 415 (Hervorh. im Orig.).

32 Ebd.

gleichwohl als dynamisch begriffen wurde. Die beiden wichtigsten Ansatzpunkte waren der Raum, der strukturiert, und die Menschen, denen beigebracht werden sollte, durch ihr Verhalten vernünftige Sozialbeziehungen zu generieren und sich dann in diese einzuordnen. Im Mittelpunkt der Anstrengungen standen Residuen aus der vermeintlich noch intakten Vorzeit, die sich dem Niedergang erfolgreich widersetzt hatten, seien es die „remnants“ – im Falle Ulms etwa habe eine starke mittelalterliche Tradition zu starke Verluste bei der Transition in die Moderne verhindert –, vorausschauende Planer im 16. Jahrhundert – die Amsterdams organische Einheit in das Wachstum der folgenden Jahrhunderte eingeschrieben haben sollen – oder moderne Reformansätze, wie die Gartenstadtbewegungen bzw. die neuen bürgerlichen Vororte der Großstädte.³³ Diese Residuen sollten den „Kern“ der künftigen Ordnung bilden; dieser Kern war zunächst empirisch zu erfassen, zu bewahren und zu stärken, um eine neue Ordnung aufbauen zu können.

III. Krisenwahrnehmung und Utopien

In diese paradigmatische Erzählung lassen sich die fünf Abbildungen einordnen. Sie sind, ungeachtet ihrer Differenzen und der hinter ihnen stehenden Intentionen, alle an jenem Bruchpunkt angeordnet, an dem die entgleisende Geschichte noch in eine positive Zukunft verwandelt werden konnte. Das macht ihre Gemeinsamkeit aus. Sie waren Teil des Versuchs, das Habitat der Menschen grundlegend zu reformieren, indem neue sozialökologische Umwelten oder Soziotope geschaffen wurden, durch die der Moderne erneut organische Ordnungsstrukturen eingezogen werden sollten. „Sozialökologische Umwelt“ bzw. „Soziotop“ bedeutet die systematische Kopplung von gebautem Raum und sozialen Beziehungen. Durch die Reorganisation des Raumes sollte das Sozialverhalten der Menschen geändert werden, das wiederum hätte die Entstehung von Gemeinschaften zur Folge. Dieses Denken war holistisch. Im Grunde gab es keine Trennung zwischen privatem und öffentlichem Leben; jedes einzelne private Leben war politisch, weil es über die Zukunft der Gemeinschaft mitbestimmte, und zwar in der Wohnung, am Arbeitsplatz oder durch die Bewegung im Raum. In einem Soziotop waren der Raum und das dynamische menschliche Leben optimal aneinander angepasst. Der Raum durfte Dynamik – etwa die mehrfach sich ändernde Größe einer Familie oder das Wachstum einer Stadt – nicht durch uniforme Lösungen strangulieren. Er musste sich dem Sozialverhalten der Menschen anpassen – dieses zugleich aber regulieren, indem er die Möglichkeit zu „irrationalem“ oder „ineffektivem“ Verhalten beschchnitt. Entscheidend war, dass der Raum kein Diktat ausübte, sondern die Menschen *lehrt*, sich „vernünftig“ zu verhalten. Das hieß zugleich, dass die Menschen sich dem Raum anpassten, und zwar Kraft innerer Ein-

33 Mumford, *Cities*, pass.

sicht in die eigene Situation. Eine Einzimmerwohnung für eine vierköpfige Familie bedeutete eine repressive Situation, die zu emotionalen Verschleiß und letztlich zu einer „Infektion“ des „Volkskörpers“ führte. Umgekehrt musste ein kinderloses Ehepaar einsehen, dass eine Vierzimmerwohnung reine Ressourcenvergeudung bedeutete, weil sie teuer zu bauen und aufwendig zu pflegen war.

Mumfords Krisenbeschreibung war gut fundiert durch Untersuchungen, die seit dem frühen 19. Jahrhundert den sich zersetzenden Raum der Industriestädte in den Blick nahmen. Experten, die sich später in der Stadtsoziologie professionalisierten, begannen regelrechte Expeditionen in die sich rasant ausweitenden „dunklen Kontinente“ der Städte, um akribisch eine Geografie von Armut, Kriminalität, Unmoral, Krankheit und mangelnder Hygiene zu beschreiben. Wichtigstes Instrument dieser Bestandsaufnahme war die Kartierung, die neben der Anatomie der Stadt (Straßen, Plätze, Häuser) auch deren Physiologie erfassen sollte, d. h. die Verteilung von Sozialgruppen, sozialen Praktiken, biologischen Entwicklungen, medizinischen, hygienischen und anderen Charakteristika, sozialen Bewegungslinien und Ansteckungsherden.³⁴ So entstand Stadt um Stadt eine immer umfangreichere Schadenskartierung, eine präzise Erfassung aller die Gemeinschaft zersetzenden Faktoren. Durch diese Studien schien die alte Stadtkritik nur bestätigt, die in den Städten durchweg „Verinselung“, „Uniformität“, „Bürokratisierung“, „Spekulanten“, „Oberflächlichkeit“, „Asozialität“ und Kriminalität ausgemacht und das Bild eines Organismus, der von Metastasen durchzogen schien, evoziert hatte.³⁵ Im Nationalsozialismus führten diese apokalyptischen Beschreibungen zur Propagierung rücksichtsloser Sanierungsprogramme.³⁶ Grundsätzlich wurde die Stadt jedoch vielschichtiger behandelt und als paradigmatischer Raum der Moderne wahrgenommen. In ihr häuften sich zwar die Schäden – „maladjustment“ und „urban pathology“ sind häufige Begriffe der amerikanischen Soziologie –,³⁷ diese konnten aber geradezu unter Laborbedingungen untersucht werden. Und je genauer die Kartierungen ausfielen, desto stärker erschienen

34 Vgl. R. Lindner, *Walks on the Wild Side. Eine Geschichte der Stadtforschung*, Frankfurt/M., New York 2004; T. Hengartner, *Forschungsfeld Stadt. Zur Geschichte der volkskundlichen Erforschung städtischer Lebensformen*, Berlin/Hamburg 1999.

35 Vgl. z. B. den immer wieder zitierten Klassiker der Stadtkritik: W. H. Riehl, *Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik. Erster Band: Land und Leute*, Stuttgart/Berlin 1925 (urspr. 1854), 89–132.

36 Vgl. A. Walther, *Neue Wege zur Großstadtsanierung*, Stuttgart 1936; W. Hellpach, *Mensch und Volk der Großstadt*, Stuttgart 1939.

37 Vgl. beispielsweise M. R. Davie, *Problems of City Life. A Study in Urban Sociology*, New York/London 1932; E. E. Bergel, *Urban Sociology*, New York/Toronto/London 1955; W. I. Thomas, *The Unadjusted Girl. With Cases and Standpoint for Behavior Analysis*, Boston 1923.

vielen Soziologen die „Desintegrationsprozesse“ lediglich als ein Übergangsphänomen, als Teil eines allgemeinen Strukturwandels.³⁸

Ebenfalls eine solide Grundlage hatten Mumfords utopische Vorstellungen, etwa in den politischen Utopien eines Thomas Morus oder Tommaso Campanella, die ihre Gegengesellschaften explizit in genau durchdachten Siedlungen situierten, oder später in den realisierten Mustergesellschaften Robert Owens bzw. Charles Fouriers.³⁹ Spätestens mit der Gartenstadtidee setzte sich die Überzeugung durch, dass man die durch Großstädte zersetzte menschliche Gemeinschaft in kleinen communities neu schaffen könne, wenn man nur die Natur mit ihrer organischen, zellulären Struktur zum Vorbild nehme, um amorphe Menschenmassen in zu Zellen gegliederten Raum anzuordnen und zu strukturieren.⁴⁰ In kleinen Kommunen ließ sich exemplarisch untersuchen, wie eine überschaubare Gemeinschaft funktionierte,⁴¹ und Unternehmer wie Tomas Bata, Adriano Olivetti oder Walt Disney planten oder verwirklichten holistische Projekte der Lebensführung;⁴² im Falle Disneys als „Experimental Prototype Community of Tomorrow“, einer voll klimatisierten, verkehrsgerechten Stadt, die nie erstarren, sondern sich durch aktive Mitwirkung ihrer Bewohner immer an den neuesten Stand der Technik, der Erziehungsmethoden usw. anpassen sollte, im Falle Batas als tatsächlich realisierte Fabrikstadt, in der Privatleben und Arbeit fordis-

38 Vgl. K. Gasser, *Stadt und Delinquenz. Theoretische und Empirische Beiträge der Chicago School of Sociology 1920–1937*, Bern 2002. Ein Beispiel für Deutschland sind die Studien der Dortmunder Sozialforschungsstelle, z.B. H. Croon/K. Utermann, *Zeche und Gemeinde. Untersuchungen über den Strukturwandel einer Zechengemeinde im nördlichen Ruhrgebiet*, Tübingen 1958; R. Mackensen et al. (Bearb.), *Daseinsformen der Großstadt. Typische Formen sozialer Existenz in Stadtmitte, Vorstadt und Gürtel der industriellen Großstadt*, Tübingen 1959.

39 Dazu R. Saage, *Utopische Profile*, 4 Bde., Münster 2001–2004. Vgl. auch G. de Bruyn, *Diktatur*.

40 Vgl. E. Howard, *Gartenstädte von morgen. Das Buch und seine Geschichte*, Berlin, Frankfurt/M./Wien 1968 (urspr. 1898); Resettlement Administration, *Greenbelt Towns*, o.O., o.J. (1936); P. Abercrombie, *Town and Country Planning*, London 1933; F. J. Osborn/A. Whittick, *The New Towns. The Answer to Megalopolis*, London 1963; Reichow, *Stadtbaukunst*; J. Göderitz/R. Rainer/H. Hoffmann, *Die gegliederte und aufgelockerte Stadt*, Tübingen 1957.

41 R. S. Lynd/H. M. Lynd, *Middletown. A Study in Contemporary American Culture*, New York u.a. 1929; D. Regeling, *De stad der tegenstellingen. Een sociografie van Wageningen*, Wageningen 1933; M. S. Allwood/I.-B. Ranemark, *Medelby. En sociologisk studie*, Stockholm 1943; Croon/Utermann, *Zeche*; H. Gans, *Die Levittowner. Soziographie einer Schlafstadt*, Gütersloh, Berlin 1969 (urspr. 1967).

42 Vgl. A. Olivetti, *Society, State, Community*, Mailand 1954; T. Bata, *Wort und Tat*, Zlin 1936; sowie den „Florida Film“, in dem Disney 1966 sein „Waltopia“ vorstellte (URL: <<http://www.the-original-epcot.com/>> [Zugriff: 10.10.2008]).

tisch optimiert aufeinander bezogen waren.⁴³ In diesen Planungen gibt es eine Reihe von Unterschieden. Ebenezer Howard wollte die bestehenden Großstädte durch eine kreisförmige Geometrie streng kreisförmiger Gartenstädte vollständig ersetzen; die amerikanischen Greenbelt Towns oder Reichows Sennestadt sollten „organisch“ in die Landschaft eingepasst werden und Alternativen zu den bestehenden Städten bilden; kranzförmig um die Großstädte angelegte Satellitenvororte sollten die bestehenden Städte dagegen vom Bevölkerungsdruck entlasten. Einige Planer sahen durch Bombenkrieg (Hamburg, Rotterdam), Abriss (Stockholm, Paris) oder Wildnis (Brasilia, Sennestadt) die Chance zu einer tabula rasa: „We think the need is for starting from scratch on virgin land and building a special kind of community“, formulierte es stellvertretend Walt Disney,⁴⁴ und vor allem Le Corbusier hätte gerne eine Reihe wunderschöner europäischer Städte weitgehend verwüstet. Die Mehrzahl der Experten begnügte sich jedoch mit restrukturierenden Eingriffen in das bestehende Habitat. Und die Richtlinien für eine ideale Einwohnerzahl variierten von 30.000 (Howard) bis zu 3 Millionen (Le Corbusier).⁴⁵

Ungeachtet dieser Differenzen, der Veränderung der Planungsvorstellungen im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts und unterschiedlicher Intentionen,⁴⁶ ging es immer darum, die kartierten sozialen Verwerfungen der Gegenwart aufzuheben, indem man den gebauten Raum umgestaltete, und das heißt: von der Wohnung über die Stadt bis zur Region neu zonierte, d. h. funktional differenzierte. In den Mietskasernen der Großstädte bestanden Wohnungen oft aus ein bis zwei Räumen, in denen große Familien und eventuell noch Schlafgänger hausten; in diesen Räumen wurde geschlafen, sich gewaschen, gekocht und die Freizeit verbracht. Das stieß Sozialexperten auf, weil sie hygienische, sozialpsychologische und moralische Probleme sahen. Die Wohnungen funktionalistischer Architekten waren oft nur unwesentlich größer als diejenigen in den Mietskasernen der Spekulanten, aber sie nutzten den Raum durch eine raffinierte Planung effektiv aus. 37 bis 47 qm sollten für eine bis zu vierköpfige Familie ausreichen. In solch einer Wohnung konnten das Bad auf 2,9

43 Vgl. zur sozialen Ordnung des Fabrikraumes T. Luks, „Die ‚psychognostische Schwierigkeit der Beobachtung‘. Industriebetriebliches Ordnungsdenken und *social engineering* in Deutschland und Großbritannien in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts“, Etzemüller, *Ordnung*, 87–107.

44 Im „Florida Film“ (wie Anm. 42). Der Boden bestehender Städte konnte allerdings nie „jungfräulich“ gemacht werden.

45 Abercrombie, *Town*, 123.

46 Im nationalsozialistischen Hamburg oder dem Stockholm der Nachkriegszeit sollten „unhygienische“ Stadtviertel durch eine „moderne“ Bebauung ersetzt werden – in Hamburg mit, in Stockholm ohne rassistisch/eugenische Hintergedanken –, im deutschen Wiederaufbau die „autogerechte“ (und luftschuttsichere) Stadt verwirklicht, in Brasilia gleich die brasilianische Mentalität überwunden werden (dazu J. Holston, *The Modernist City. An Anthropological Critique of Brasilia*, Chicago 1989).

qm, die Küche auf 6,3 qm, der Flur auf 5,4 qm und das Esszimmer auf 6,4 qm reduziert sein, der Wohnraum blieb dann 18 qm groß. So konnten Bau- und Mietkosten gespart werden, zugleich wurde die Differenzierung des Raumes ermöglicht. Die Aufteilung in Wohnzimmer, Bad, Küche und Schlafzimmer erzwang eine Trennung von Aktivitäten, portionierte den Raum für die Familienmitglieder und errichtete dadurch Barrieren. Schlafzimmer, Küche und Bad sollten aus hygienischen Gründen geschieden werden, die Schlafplätze für die Geschlechter aus moralischen, die Spieldecken der Kinder aus pädagogischen Gründen, der Arbeitsplatz (d. h. die Küche) vom Wohnzimmer, um die Regeneration der (weiblichen) Arbeitskraft zu fördern.⁴⁷ Je nach Tageszeit, Aktivität und sogar Lebensabschnitt wurden die Bewohner in der Wohnung unterschiedlich räumlich situiert (es sei denn, sie verließen sie zur Arbeit, Schule, Kinderkrippe oder zum Einkauf). Das erleichterte gleichzeitig die Planung der Hausarbeit, denn je Raum standen zu einer bestimmten Zeit bestimmte Aufgaben an, die sich in detaillierte Zeitpläne übertragen ließen und dadurch die Arbeit rationalisierten. Entmischung und Planung sollten das Leben räumlich, zeitlich und sozial überschaubarer machen. Dieses Modell wurde von Sozialingenieuren als Angebot formuliert, stellte faktisch aber eine Verpflichtung für die Zielgruppen dar. Die rationalisierte Wohnung konnte nur funktionieren, wenn ihre Bewohner sich selbst disziplinierten und mitwirkten; zugleich erzwang der reduzierte und differenzierte Raum bereits das Verhalten, das die Menschen sich beibringen sollten.⁴⁸ Auf diese Weise wurde die Wohnung zum Vehikel sozialer Erziehung – aber einer Erziehung, die die Experten als ganz beiläufig und in den Alltag integriert imaginierten: „Wie man die Menschen lehren muss, Tomaten zu essen und die Zahnbürste zu nutzen, so müssen sie auch trainiert werden zu wohnen.“⁴⁹

Im Zentrum dieser erziehenden Wohnung war die Küche angeordnet. Sie sollte, ähnlich wie die Schiffskombüse oder Speisewagenküche, eine effektive Haushaltsführung ermöglichen, also durch eine optimale Anordnung der Kücheneinrichtung Küchenfläche und Küchenarbeit auf ein minimalistisches Maß reduzieren. Die maximale Reduzierung der Küche setzte eine maximale Durchdringung ihrer Mikrostruktur in Küchenstudien voraus. Das war mehr als reine Technisierung. Technik und Biologie waren gekoppelt. Die Bewegung ging buchstäblich von der Spülbank

47 Zur durch Architektur verfestigten Geschlechterdifferenz vgl. K. Dörhöfer/U. Terlinden, *Verortungen. Geschlechterverhältnisse und Raumstrukturen*, Basel/Boston/Berlin 1998; S. Frank, *Stadtplanung im Geschlechterkampf. Stadt und Geschlecht in der Großstadtentwicklung des 19. und 20. Jahrhunderts*, Opladen 2003.

48 Vgl. K. Saarikangas, *Model Houses for Model Families. Gender, Ideology and the Modern Dwelling. The Type-Planned Houses of the 1940s in Finland*, Helsinki 1993; S. M. Gaskell, *Model Housing. From the Great Exhibition to the Festival of Britain*, London/New York 1986.

49 So die Schwedin Brita Åkerman, zit. nach *Dagens Nyheter*, 20.10.1937 (Übers. a. d. Schwed. von mir).

über die Wohnung nach oben zur Siedlung und zur Region. Die rationalisierte Küchenarbeit entlastete die Ehefrau, ebenso wie die funktional durchgestaltete, kleine Wohnung, die mit wartungsfreien Wandschränken eingerichtet und frei von Nippes, Plüsch und Teppichen sein sollte, die tägliches Putzen erforderten. In diesen Wohnungen sollten Modellfamilien entstehen, deren Mitglieder zum einen nach harten Arbeitstagen Zeit füreinander fanden, weil sie die Hausarbeit nicht auseinanderhielt, die sich zum ändern aber durch die Wohnung in ihrem Sozialverhalten differenzieren ließen (Generationen, Geschlechter, Tätigkeiten).

Diese Reorganisation sozialer Beziehungen fand außerhalb der Wohnung ihre Fortsetzung.⁵⁰ Auf allen Ebenen musste sich der Raum den Menschen und deren unterschiedlichen sozialen Situationen geradezu anschmiegen ist. Allerdings sind menschliche Institutionen elastischer als gemauerte Umhüllungen. Deshalb durfte es keine uniforme Gestaltung der materiellen Umwelt geben, sondern es mussten eine Reihe standardisierter Musterlösungen für jeweils unterschiedliche, empirisch ermittelbare soziale Standardsituationen entwickelt werden. Eine Wohnung etwa musste entlang von Lebensstationen wie Ausbildung, Heirat, Familiengründung und Alter größer und dann wieder kleiner werden und verschiedenen Funktionen genügen, außerdem je nach Lebenszyklus in kinder- und dann altenfreundliche Viertel verlegt werden. Weil typische Lebensbahnen, Verhaltensweisen und Funktionen über statistische Verteilungen vorhersagbar schienen, konnten Regionen, Siedlungen und Wohnungen so durchgeplant werden, dass hinreichend funktional angemessener Raum zur Verfügung stand. Wechselten nun die Menschen jeweils gemäß ihrer Lebenssituation flexibel den Raum, konnte der „Bio-Körper“ der Bevölkerung optimal in den technischen Korpus eingepasst werden.

Freilich durfte es nicht jeweils nur eine Lösung je Situation geben. Den Menschen musste eine Wahlmöglichkeit zwischen unterschiedlichen Typen – Wohnung, Spülen, Stadtviertel usw. – angeboten werden. Das Entscheidende war, diese Typen in ihrer Vielfalt zu reduzieren und die Menschen zu lehren, nicht zu „träumen“, sondern „realistisch“ zu wählen, d. h. zu erkennen, was die eigene Lebenslage erforderte, und dann aus dem von Experten rational durchgeplanten Angebot vernünftig auszuwählen – und eben auch mehrfach, in die jeweils angemessene Wohnung, umzuziehen. Dasselbe gilt für Funktionen der Gemeinschaft, d. h. die Lokalisierung und Ausgestaltung von Einkaufsgelegenheiten, der Industrie usw. Und deshalb bedeutete Standardisierung eben nicht eine Uniformierung des Lebens – so lautet ein in den Quellen immer wiederkehrendes Argumentationsmuster –, weil stets eine Variation der Typen möglich sei. Gerade das Geschick der Variation bringe den persönlichen Geschmack

50 Zur Raumplanung vgl. A. Leendertz, *Ordnung schaffen. Deutsche Raumplanung im 20. Jahrhundert*, Göttingen 2008; A. Schlimm, „Harmonie zu schaffen, ist Sinn und Zweck“. Der Verkehrsdiskurs und die räumliche Ordnung des Sozialen“, Etzemüller, *Ordnung*, 67–86.

der Menschen zum Ausdruck. Auf diese Weise würde soziale Dynamik nicht in Statik verwandelt, aber kanalisiert, würde Wahlfreiheit geboten, aber die Möglichkeit des sozial schädlichen Protzens mit extravaganten Luxusgütern verhindert.⁵¹

Zonierung bedeutet Anordnung von Menschen, die Reduzierung ihrer Bewegungen, also Kontrolle und Stabilität.⁵² Die Experten planen, die betroffenen Menschen sind Objekte dieser Planung, bekommen aber zugleich die Rolle zugewiesen, sie zu realisieren.⁵³ Privateigentum ist das große Hindernis in dieser Perspektive. Selbst Cafés auf dem Dorf konnten als negative Auswüchse privater Initiative und fehlender Gemeinschaftseinrichtungen erscheinen.⁵⁴ Statt des individualisierten sollte ein kollektiver Raum entstehen, der von der Küche bis zur Region, nach biografischen Phasen der Menschen⁵⁵ und dem Rhythmus der Wochentage gegliedert sein sollte, wodurch, unter Rekurs auf vormoderne Zeiten, die Gesellschaft des 19. Jahrhunderts in einer neuen, klassenlosen Gemeinschaft aufgehoben werden würde. Dieser Raum würde portioniert, überschaubar und strukturiert sein. In diesem Raum würden sich die Menschen wohlfühlen, er gäbe ihnen Sicherheit und damit Freiheit. Die radikale Einordnung würde befreien, weil Strukturierung Variationsmöglichkeiten eröffnen würde; unregelmäßige Freiheit dagegen machte das Leben strukturlos und deshalb unsicher, das zerstörte Freiheit.

IV. Ambivalenzen der Praxis

Es gab teilweise erhebliche Differenzen zwischen den Versuchen, das Habitat zu reorganisieren, wenn man etwa deutsche, schwedische, britische oder amerikanische Ex-

51 Vgl. J. Curman/H. Zimdahl, „Gruppsamhällen“, T. T. Segerstedt u.a., *Inför framtidens demokrati*, Stockholm 1944, 123–142: Jede ideale Nachbarschaftssiedlung (*gruppsamhälle*) umfasst etwa 1000 Bewohner sowie drei Wohnformen (Reihenhaus, Mietshaus, Kollektivhaus) und wird von den Bewohnern selbst verwaltet. Die Individualität der *Siedlungen* ist gewährleistet, da keine Selbstverwaltung der anderen gleicht. So können sich die Individuen die ihnen genehme Siedlung (und Wohnform) wählen.

52 Vgl. exemplarisch Curman/Zimdahl, „Gruppsamhällen“.

53 C.-F. Ahlberg, „Vad vi vet och behöva veta för att planlägga“, ders. u.a., *Bygg bättre samhällen*, Stockholm 1943, 42–47, 42: „Ein guter Plan ist ein solcher, der so weit als möglich dazu beiträgt, daß alle nun oder künftig von ihm betroffene Menschen sich im Einklang mit dem Dasein fühlen.“ (Übers. a. d. Schwed. von mir). Ähnlich: E.W. Burgess/H. Blumer (Hg.), *The Human Side of Social Planning. Selected Papers from the Proceedings of the American Sociological Society 1935*, Chicago o. J. (1935).

54 Vgl. T. Åkesson, „Landsbygdens bostäder“, *Bostadsförsörjning och samhällsplanering. Två radioföredrag av Uno Åhrén och Torvald Åkesson*, Stockholm 1944, 27–40, 34.

55 L. Mumford, „Planning for the Phases of Life“, *The Town Planning Review* 20 (1949), 5–16.

perten oder das gewaltige Projekt in Brasilia betrachtet. Außerdem unterschieden sich Unternehmer wie Henry Ford oder Tomas Bata von Architekten oder Sozialexperten. Erstere setzten auf eine teilweise rigide, patriarchalische Kontrolle ihrer Schützlinge (und Bata unterwarf sie genau dem extrem manchesterkapitalistischen Regime, das Mumford verdammt hatte⁵⁶), letztere auf eine wesentlich liberalere Rahmung von Lebenswegen, zu denen sie in der Regel keine direkte Beziehung hatten. Von den 1930er zu den 50er Jahren verschoben sich außerdem wichtige Koordinaten. Zum einen erfüllten sich technische Visionen nicht. Die Mikroküchen wurden aufgegeben, weil die Arbeitsbedingungen teilweise unerträglich waren, und weil beispielsweise die Objekte aller Planungen, die Menschen, eigensinnig auf Wohnküchen beharrten. Partizipation, Konsum- und Wertewandelsgesellschaft veränderten sowohl das Verhältnis von Experten und Laien wie auch die Möglichkeiten, das Habitat zu gestalten. Die Dynamik der Veränderung entzog sich immer stärker den Kanalisierungsbemühungen. Die radikale Zonierung des gesamten Raums wurde nirgendwo verwirklicht – außer vielleicht in Brasilia, wo sie von den Einwohnern freilich finitenreich unterlaufen wurde.⁵⁷ Und natürlich waren die Intentionen einzelner Experten nicht notwendig deckungsgleich mit den Zielen des *social engineering* insgesamt. Insoweit muss man also für die Analyse Akteure über einen Kamm scheren, die sich selbst gar nicht als Sozialingenieure begriffen. Den meisten von ihnen ging es unzweifelhaft zuerst um eine Verbesserung von Lebensbedingungen, nicht um die Gestaltung eines Habitats. Diese musste als Mittel zum Zweck dienen.

Im Effekt jedoch vollzogen sie alle das, was Michel Foucault „Normalisierung“ bzw. das Regime der „Sicherheit“ genannt hat.⁵⁸ Die Sicherheit zielt auf die Bevölkerung insgesamt, indem sie Interventionsfelder bestimmt. Anders als das Prinzip der Souveränität bzw. der Disziplin zieht sie keine Grenzen und dressiert keine Körper, sondern nutzt die Statistik, mit deren Hilfe sie die Verteilungshäufigkeit unterschiedlichster Phänomene erhebt. Das Modell ist das der Normalverteilungskurve samt einer Zone erlaubter Abweichung. Die Sicherheit gewährleistet und kontrolliert freie Zirkulation innerhalb statistischer Zonen. Sie lässt gewähren, ist aber gleichzeitig beständig prognostizierend auf der Suche nach Risiken: Mit welcher Wahrscheinlichkeit wird eine zirkulierende Bewegung künftig den Raum der Normalität verlassen und sich krisenhaft verschärfen, wo muss gezielt interveniert werden, um eine Eskala-

56 Dazu kritisch K. Roth, *Das System Bata*, Landau 1932.

57 Holston, *City*.

58 Vgl. M. Foucault, *Geschichte der Gouvernementalität. Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Vorlesung am Collège de France 1977–1979*, 2 Bde., Frankfurt/M. 2004; ders., *In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975–76)*, Frankfurt/M. 2001; ders., *Die Anormalen. Vorlesung am Collège de France (1974–1975)*, Frankfurt/M. 2003. Vgl. auch T. Lemke, *Eine Kritik der politischen Vernunft. Foucaults Analyse der modernen Gouvernementalität*, Hamburg 1997.

lation zu verhindern? Sie ist eine steuernde Antwort auf die Realität; Ordnung wird geschaffen, indem unzählige differenzierte Normalkurven erhoben und die ungünstigen Verläufe an die günstigen angeglichen werden. Die Norm bemisst sich nicht am Erlass (Souveränität) oder der Effektivität (Disziplin), sondern an der Realität, einem dynamischen, fragilen Gewebe, das immer neu vermessen wird.

Die Protagonisten des *social engineering* waren selten Verfechter spektakulärer und spektakulär scheiternder technischer Großprojekte zur Verbesserung der Menschheit.⁵⁹ Sie wollten vielmehr die Zukunft gestalten, indem sie den historischen Prozess endlich verfügbar machten, und dieser Zugriff begann tatsächlich durch die millimetergenaue Vermessung der Ereignisse an der Spülbank. Ausgangspunkt war für sie eine reale, ernste Krise der Moderne. Die totale Durchstrukturierung des Habitats musste nicht notwendig der totalen sozialen und politischen Kontrolle durch eine totalitäre Diktatur dienen.⁶⁰ Sie diente der Normalisierung. Deshalb macht es in dieser Perspektive keinen Sinn, eine „Avantgarde“ von „faschistischen“ Experten zu unterscheiden. Zum einen ist mittlerweile bekannt, wie geschmeidig die Übergänge von Experten aller politischen und weltanschaulichen Couleurs in den Nationalsozialismus und wieder hinaus ausfielen, zum andern übergriff die Sehnsucht nach „Ordnung, Ausgleich, Harmonie“ (A. Leendertz) ohnehin die politischen Lager und Zäsuren. Wie wenig aber Sozialingenieure in der Lage waren, Intentionen und ungewollte Effekte aufeinander zu beziehen, machte die österreichische Architektin und Schöpferin der „Frankfurter Küche“, Margarete Schütte-Lihotzky, in ihren Erinnerungen mustergültig deutlich: „Manche machten uns in Frankfurt den Vorwurf, [...] die Problemstellung der ‚Wohnung für das Existenzminimum‘ und die ganze Rationalität des ‚Funktionalismus‘ seien derart auf die kapitalistischen Produktionsverhältnisse zugeschnitten, dass sie die niedrigen Löhne und die kapitalistische Wirtschaftsordnung nur noch zementieren helfen. Auch in Bezug auf die „Frankfurter Küche“ kam mir diese Theorie zu Ohren, was mich sehr erregte. Die These wäre darauf hinausgelaufen, dass wir, weil wir für die Gleichberechtigung der Frau waren, in den zwanziger Jahren den Frauen, die durch Doppelbelastung vorzeitig alterten und sich der Erziehung ihrer Kinder nicht genügend widmen konnten, durch Arbeitersparnis das Leben nicht erleichtern durften. [...] Es ist grotesk anzunehmen, Einrichtungen für die Arbeitersparnis im Haushalt der zwanziger Jahre hätten den Weg zur Gleichberechtigung der Frauen verbaut und die damaligen Zustände zementiert.“⁶¹

59 Vgl. dazu J. C. Scott, *Seeing Like a State. How Certain Schemes to Improve the Human Condition Have Failed*, New Haven/London 1998.

60 Dazu D. Münk, *Die Organisation des Raumes im Nationalsozialismus. Eine soziologische Untersuchung ideologisch fundierter Leitbilder in Architektur, Städtebau und Raumplanung des Dritten Reiches*, Bonn 1993.

61 M. Schütte-Lihotzky, *Warum ich Architektin wurde*, Salzburg 2004, 200–201 (kursiv im Orig.).

Adelheid von Saldern

„Alles ist möglich.“

Fordismus – ein visionäres Ordnungsmodell des 20. Jahrhunderts

I. Einleitung

Henry Ford war es selbst, der mit dem Satz „Alles ist möglich“ sein 1923 in die deutsche Sprache übersetztes Buch mit dem Titel „Mein Leben und Werk“ beendete.¹ Vorher schrieb er:

„Stellt eine Ware so gut und billiger her, wie es möglich ist, und zahlt so hohe Löhne, daß der Arbeiter das, was er erzeugt, auch selbst zu kaufen vermag, schaltet jede Verschwendung aus und spart vor allem das kostbarste Gut, die Zeit, lasst alle Arbeiten, die eine Maschine verrichten kann, von Maschinen und nicht von Menschen verrichten, da Menschenkraft zu wertvoll ist, erschließt immer neue künstliche Kraftquellen – und ihr müsst prosperieren.“²

In diesem Zitat kommen zentrale Botschaften Fords zum Ausdruck: Rationalisierung, Mechanisierung, erhöhte Löhne und Kampf gegen Verschwendungen. Stets ging es ihm darum, alles Überflüssige zu eliminieren, gleichgültig ob es sich, wie Ford einmal schrieb, um Schuhe, Kleider, Häuser, Maschinen, Eisenbahnen, Dampfschiffe oder Flugzeuge handelte. Allein dadurch erreichte man schon eine Senkung der Herstellungskosten.³ So versuchte Ford die Erzeugung der für die Autoproduktion bedeutsamen Rohmaterialien, wie Erze, Kohle, Gummi und Holz selbst in die Hand zu nehmen, das sich im Umlauf befindliche Material mengenmäßig zu reduzieren⁴ und durch eine gezielte Abfallverwertung zusätzliche Ersparnisse zu erreichen. Infolge seines vertikal aufgebauten und tief gegliederten Unternehmens sparte Ford zudem Kosten für die Lagerhaltung. Im Zentrum von Fords Bemühen stand indessen der

1 H. Ford, *Mein Leben und Werk*, Leipzig 1923, 328. Schon 1924 waren allein in Deutschland 200.000 Exemplare verkauft worden. E. Klautke, *Unbegrenzte Möglichkeiten. „Amerikanisierung“ in Deutschland und Frankreich (1900–1933)*, Stuttgart 2003, 191.

2 Zit. nach dem Vorwort von C. Thesing, in: H. Ford, *Das große Heute, das große Morgen*, Leipzig o.J. [1926], VI–III, VII.

3 Ford, *Mein Leben*, 16.

4 Dazu siehe H. Weiss, *Abbé und Ford. Kapitalistische Utopien*, Berlin 1927, 37–41.